

Unterwegs ins Eis. Paul Celans WEGGEBEIZT

„Es ist wirklich das Dichteste, was ich bisher geschrieben habe“, heißt es in einem Brief von Paul Celan an seine Frau Gisèle Celan-Lestrange vom März 1967. Die Rede ist von den Gedichten, die noch im gleichen Jahr unter dem Titel *Atemwende* bei Suhrkamp verlegt werden. Was aber ist damit gemeint, um was für eine Dichte geht es hier? Die Dichte einer in sich geschlossenen Sprache, die, an niemanden gerichtet, dunkel um sich selber kreist? Einer hermetischen Lyrik, die jeglichen Zugang, jeglichen Austausch verhindert? Oder geht es um eine andere Dichte? Einige der in *Atemwende* versammelten Gedichte sind bereits 1965 in Paris unter dem Titel *Atemkristall* erschienen, und ein solcher Atemkristall findet sich auch in den Gedichten selbst, genauer, in WEGGEBEIZT, das den ersten Zyklus des Bandes beschließt. Vielleicht geht es also um eine solche Dichte, die Dichte eines Kristalls. Nicht um eine Abdichtung also, sondern um eine Verdichtung, die etymologisch gerade das Helle, Durchsichtige mit sich führt und die Celan mit dem Atem, einer Chiffre der Dichtung, verschränkt.

Dafür spricht auch der Titel des Bandes. Die *Atemwende* führt ins Zentrum der celanschen Poetik, und die versteht sich ausdrücklich nicht als selbstbezüglich obskur. „Das Gedicht“, sagt Celan in seiner *Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen*, ist vielmehr „seinem Wesen nach dialogisch“, es ist immer schon „unterwegs“, gerichtet „auf ein ansprechbares Du vielleicht, auf eine ansprechbare Wirklichkeit“. Das Bild für diese Gerichtetheit, für diesen Gestus übernimmt Celan von Ossip Mandelstam, und er wendet sich damit nicht zuletzt gegen ein monologisches Verständnis des Gedichts, wie es Gottfried Benn einige Jahre zuvor wirkmächtig in seiner Rede *Probleme der Lyrik* proklamiert hatte: Das Gedicht, so Celan mit Mandelstam, ist „eine Flaschenpost“, aufgegeben von jemandem für jemanden, eine gefährdete Kontaktaufnahme mit einem unbekanntem Adressaten. Es will, führt Celan im *Meridian*, seiner Büchnerpreis-Rede, weiter aus, „zu einem Andern, es braucht dieses Andere, es braucht ein Gegenüber.“ Das Gedicht ist der Versuch, sich in der Sprache und als Sprache an ein solches Gegenüber wenden zu können: „Dichtung: das kann eine Atemwende bedeuten.“

Dass erst die Sprache eine solche Begegnung ermöglichen und zugleich diese Begegnung nur in der Sprache stattfinden kann, einer dichterischen Sprache, die hell und durchsichtig ist, zeigt sich vor diesem Hintergrund in *Atemwende* in Gedichten wie dem bereits erwähnten WEGGEBEIZT. Es verhandelt in drei Versgruppen zunächst eine Reihe von Unterscheidungen, die das Unterwegssein des Gedichts und den der celanschen Lyrik eignenden, dialogische Gestus dieser Bewegung ausstellen. Die erste Versgruppe hebt mit

einem Vorgang des Trennens an, mit einem strikten Entfernen, das die Sprache vollzieht, genauer, die abtragende, freilegende Kraft der Sprache eines gleich im zweiten Vers erwähnten Gegenübers, einem ‚ansprechbaren Du‘, das durch sein Wirken, durch sein ‚Wegbeizen‘ zugleich als das Gegenteil des Weggebeizten markiert wird: Die Sprache des Du ist unterschieden von einem ‚bunte[n] Gerede‘, das ebenfalls genauer zu fassen ist. Es ist ‚das bunte Gerede des An- / erlebten‘, ein offenbar vielfältiges, aber bloßes Daherreden, das abzutragen ist, weil es sich anhäuft, ohne zu wissen, wovon es redet. Denn ihm ermangelt, was die zeilenspringende Worttrennung vom dritten zum vierten Vers in den Blick rückt und dabei den wesentlichen Unterschied formal im Gedicht abbildet: Im ‚An- / erlebten‘ wird das Anerlebte von einem Erlebten geschieden.

Diesem einen eigentlichen Grund, eine eigene Grundlage entbehrenden, aber lautstark behauptenden und darin verwerflichen Gerede wird zum Ende der ersten Versgruppe schließlich eine Äußerungsform zugeschrieben, die es nachdrücklich nicht als ergänzendes Gegenüber, sondern als ersetzendes Gegenteil ausweist. Nicht nur wird das Gerede als ‚Mein- / gedicht‘, dem Meineid verwandt, der Lüge und der Falschaussage beschuldigt, die erneute Worttrennung am Versende etabliert auch hier die wesentliche Differenz in der Form und scheidet die Lüge vom Gedicht. Dies wird im letzten Vers noch weiter zugespitzt. Neben der direkten Opposition von ‚gedicht‘ und ‚Genicht‘, wandert die Negation des Gedichts in das Wort selbst hinein: Das falsche Gedicht ist kein Gedicht und was kein Gedicht ist, ist Nicht-Gedicht, ist ‚Genicht‘ – beliebiges, ungerichtetes Gerede, Nachrede aus zweiter Hand.

Gedicht aber meint, in denkbar größtem Kontrast: eine Sprache des Du, eine Sprache, unterwegs zu einem Gegenüber, eine Sprache, die Erlebtes trägt, gerichtet auf einen Dialog – und eine Sprache, die erst in dieser dialogischen Ausrichtung freigelegt werden kann.

In diesem Kontext ist der ‚Weg‘ zu sehen, der sich in der zweiten Versgruppe auftut – ‚frei‘ und ‚Aus- / gewirbelt‘, als hätte hier hat der ‚Strahlenwind‘ aus Versgruppe eins hinübergeweht. Es wird aber auch und eigentlich ein anderes semantisches Feld eröffnet. Auswirbelung ist ein geologischer Begriff und bezeichnet eine Strudelwirkung von Wasser unter Mitwirkung von Mahlsteinen, die Hohlformen entstehen lässt. Es handelt sich also erneut um einen Vorgang des Abtragens, des Entfernen von Oberfläche, wie das Wegbeizen zu Beginn des Gedichts. Ergebnisse solcher Vorgänge finden sich ebenfalls in der zweiten Versgruppe: ‚Büßerschnee‘ und ‚Gletschertische‘ sind Eisformationen, die in Folge ungleichmäßigen Abschmelzens entstehen. Zugleich aber handelt es sich um Worte, die in ihrer Bildlichkeit und jenseits ihrer eigentlich klar definierten Bedeutung einen Assoziationsspielraum eröffnen. Im Falle des Büßerschnees ruft das Gedicht so eine gleich doppelte Ähnlichkeit auf: Büßerschnee ist säulenförmig, pyramidal, gezackt, aufgerichtet also und in dieser Hinsicht ‚menschen- / gestaltig‘. Neben der Gestalt gemahnt sein Name aber noch

an eine weitere Ähnlichkeit, einen dem Menschen so zugleich eingeschriebenen Zustand der Buße.

Das in der ersten Versgruppe weggebeizte Gerede gibt also den Weg frei durch eine Landschaft, geformt von Vergehen und Schuld. Sie zu durchqueren führt jedoch in ein vollkommen menschen- und geredeleeres Gelände, in eine Umgebung, in der jegliche Oberfläche abgetragen ist. Gerade diese Umgebung kann sich in ihrer Leere allerdings als gastlich erweisen. Dafür sorgt erneut eine Freisetzung semantischer Mehrdeutigkeit von eigentlich kontextgebundenen und dort fest bestimmten Termini wie „Gletscherstuben und -tischen“. Und nicht zuletzt durch dieses genuin poetische Verfahren, durch dieses Verrücken von Bedeutungsumfängen und -grenzen, erweist sich die am Ende der zweiten Versgruppe aufgerufene Gletscherlandschaft als Ort der Dichtung – einer Dichtung, die radikal reduziert zum Zwecke einer formschaffenden Verdichtung, wie sie sich im Gedicht als Übergang von Schnee zu Eis vollzieht.

Die dritte Versgruppe führt schließlich zu dem, was sich in diesem Gletscher, und das heißt jetzt nichts weniger als im Gedicht, verbirgt. In der Tiefe des aufgetürmten Eises, in der Zeitlichkeit des, wie es im *Meridian* heißt, „seiner Daten eingedenk“ bleibenden Gedichtes, jenseits von allem „An-“ und „Mein-“, aber auch, so ließen es die Bildbereiche erstarrter Formen eigentlich erwarten, jenseits von allem Lebendigen, ist Dichtung, ist Leben: „ein Atemkristall“, der „wartet“. Aber worauf? Auf jene Begegnung, zu der das Gedicht immer schon unterwegs ist, und in der zur Sprache gebracht wird, was dieser verdichtete Atem trägt: „dein unumstößliches / Zeugnis“. Dichtung, die sich auf dem Weg zu einem Gegenüber, zu einem ansprechbaren Du, einer ansprechbaren Wirklichkeit befindet, ist der Ort, an dem sich diese Äußerung vollzieht: in einer neuen, nicht vom Eise, sondern wie Eise vom wirbelnden Schnee befreiten Sprache, die ihrer Zeit als einem erlebten Abgrund in dem Zeugnis, das sie allein in der Begegnung abzulegen vermag, eingedenk bleibt.

Paul Celans Lyrik ist, wenn nicht hermetisch, so doch voraussetzungsreich. Voller Chiffren und in einer spezifischen, wahrlich nicht immer selbsterklärenden Weise gebrauchter Bilder, ist sie weit davon entfernt, kristallklar zu sein. Gleichwohl sind Gedichte wie WEGGEBEIZT mitnichten privatsprachliche Dunkelkammern. Sie befinden sich, und dem hat das Wechselbad von Kontextualisierung und Assoziation dieses Textes nachzuspüren versucht, vielmehr auf der Suche: Sie sind unterwegs zu einer Sprache, die sagbar macht, was sich eigentlich seiner Versprachlichung entzieht – einer Atemwende, die auf ein Gegenüber hin unternommen wird.